

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 86 (1960)
Heft: 4

Rubrik: Der Rorschacher Trichter

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Der Rorschacher Trichter

WERNER WOLLENBERGER

Wolly's Sieben-Tage-Buch

Mittwoch:

Nun singen sie wieder ...
 Das heißt: nun singen sie wieder ziemlich hoch.
 Unsere liebenswerten Nachbarn im Norden, die Spät-Germanen.
 Den erfreulichen Refrain einer ihrer Lieder finde ich heute im westdeutschen Nachrichten-Magazin *Der Spiegel*.
 Das Blatt ist eine Kopie des amerikanischen *Time*.
 Wobei zu sagen wäre, daß die Leute vom *Spiegel* beim Kopieren einem verhängnisvollen Irrtum anheimgefallen sind. Sie verwechselten Sallophie mit Schnoddrigkeit.
 Wo *Time* leicht ist, ist der Spiegel leichtfertig.
 Im Stilistischen.
 In der Information.
 Und vor allem in der Haltung.
 Also:

Da schreibt ein gewisser Moritz Pfeil über die Hakenkreuz-Epidemie, deren Ansteckungsherd in Köln liegt und deren virulente Viren inzwischen über sämtliche Halbstarken der Welt gekommen sind.
 Er schreibt mit einiger Schärfe, der Moritz Pfeil und er verurteilt sogar mit lobenswertem Nachdruck. Das wäre ihm als Plus-Punkt zu buchen.
 Aber: da ist ein Satz, den mag ich kaum bis nicht, denn es ist ein hochdeutscher Satz, der einen schweizerdeutschen Satz über Anstand, Takt und Gerechtigkeit macht.

In der Phrase behauptet Herr Pfeil nämlich, was sich da in Deutschland an Schmierereien tue, sei zwar ungut, aber doch gar wenig gravierend im Vergleich zu den Geschehnissen in algerischen Lagern und im Süden der USA.

Mit anderen Worten: Moritz Pfeil behauptet, die Folterungen algerischer Partisanen und die Verfolgungen amerikanischer Neger seien schlimmer als die Sudeleien in Deutschland.

Hat er damit - objektiv betrachtet - recht?

Er hat!

Nur: er darf's nicht sagen.

Kein Deutscher darf das sagen.

Kein Angehöriger jenes Volkes, das vor knapp fünfzehn Jahren noch den gewaltigsten Rückfall in die Barbarei erlebt hat, darf das sagen. Jeder Deutsche soll - meinetwegen - empört sein über das, was Herr de Gaulle als nicht unter seiner Menschenwürde stehend empfindet. Jeder Deutsche - von mir aus - soll Mitleid mit den armen Negern von Carolina und Louisiana haben. Aber: er soll das Unrecht anderer nicht benutzen um das Verbrechen, das im eigenen Lande geschieht, zu bagatellisieren.
 Folterungen in Algerien und Rassendiskriminierung in den USA gehen ihn einen feuchten Kehricht an so lange es unter seinem Volke Idioten und Verbrecher gibt.
 Das heißt: falls er die Absicht hat, Relationen herzustellen, die für ihn selbst noch relativ schmeichelhaft ausfallen.
 Schlimm ist das Unrecht der anderen.
 Und vielleicht ist es sogar schlimmer.
 Aber das hindert nicht daran, daß das Unrecht, das unter unseren Augen, in unserer Nähe, geschieht, am schlimmsten sei!

Donnerstag:

Eine kleine Notiz in den Zeitungen: Präsident Eisenhower hat Ministerpräsident Nikita Chruschtschew ein paar Geschenke gemacht. Drei Kälber und einen Ochsen. Ich überlege: warum schenken wir immer nur Uhren?
 Wir hätten doch soooo viele Kälber und Ochsen, die wir nicht mehr unbedingt nötig haben.
 Zum Beispiel ...
 Sie haben sich zu früh gefreut! Ich nenne keine Namen!
 So ein Kalb bin ich wirklich nicht!

Freitag:

Unsere Television ...
 Sie hat in letzter Zeit ziemlich viel von sich reden gemacht.
 Die Basler wollten sie unbedingt haben.
 Die Zürcher aber auch.
 Und dann hat sie der Wahlen denen an der Limmat zugesprochen. Und dann waren die am Rhein böse.
 Und dann haben sie protestiert.
 Die Basler.
 Und deshalb wird unsere Television

in der nächsten Zeit noch ziemlich von sich reden machen.

Die Zürcher werden Geld für Studio-Neubauten offerieren.

Die Basler werden noch etwas mehr Geld offerieren.

Die Zürcher werden überbieten.

Die Basler wiederum.

Undsoweiher, undsotof, siehe oben, etcetera ...

Nur: für das Programm offeriert niemand Geld.

Für Studios läßt sich einiges aufbringen.

Für Sendungen nichts.

Das Resultat?

Die Mitarbeiter werden nach wie vor mit besseren Hunger-Löhnen abgespeist.

Die freien Mitarbeiter arbeiten weiterhin nur aus Idealismus mit.

Die Budgets werden gekürzt. Für unterhaltende Sendungen etwa ist immer weniger Geld da.

Ihre Dauer wird beschnitten, ihre Anzahl beschränkt.

Und die armen Leute, die an der Television Programme zu gestalten haben, dürfen sich überhaupt nicht mehr fragen: ist das eine gute Sendung? Sie dürfen nur noch fragen: ist sie billig genug?

Mit anderen Worten: unser Televisions-Programm muß erst in zweiter Linie gut sein. In erster Linie hat es erschwinglich zu sein.

Es ist einfach läppisch: wenn es darum geht, das Prestige einer Stadt oder eines Kantons zu wahren, dann hat man Geld.

Geht es aber darum, das geistige, kulturelle und künstlerische Gesicht des ganzen Landes zu wahren, dann macht man sich zu einem längeren Spaziergang auf dem Armen-Weg auf.

Ich habe den Baslern keine Vorschläge zu unterbreiten.

Aber wenn ich ihnen einen Rat geben darf, dann ist es dieser:

Geht hin, verlangt drei Sendestunden pro Woche oder meinetwegen verlangt auch einen ganzen Basler Sendetag und verwendet das Geld, das Ihr für ein Studio ausgeben wolltet, um einen baslerischen Beitrag zum schweizerischen Televisions-Programm zu liefern, und zwar einen der sich gewaschen hat! Ihr tut mehr für Euer Prestige als Ihr - was die Television anbetrifft - je mit der Belastung eines finanziell unterentwickelten ständigen Exklusiv-Studios und Sendebetriebes in Basel tun könnet!

Samstag:

Wädenswil ...

Ein freundliches Dorf mit freundlichen Menschen.

Obendrein mit einem großartigen Restaurant, dessen Name ich verschweige, weil ich egoistischer Natur bin und nicht möchte, daß ich demnächst keinen Platz mehr in der verräucherten Gaststube der Eich... Pardon, um ein Haar wäre es mir herausgerutscht.

Also:

In Wädenswil spielen sie wieder einmal Theater.

Die Freunde des Volks-Theaters

Wädenswil, aufgeschlossene Laien-Spieler, tun es.

Es lohnt sich hinzufahren.

In allererster Linie um der Stück-wahl willen.

Diesmal, nämlich, führen sie zwei Einakter auf.

Es beginnt mit *Glückliche Reise* von Thornton Wilder.

Jawohl, Sie haben richtig gehört: die Wädenswiler spielen einen Einakter des amerikanischen Dichters Thornton Wilder.

Wenn Sie meine unmaßgebliche Meinung haben wollen: des größten amerikanischen Dichters.

Sie spielen also etwas, das sogar moderne Schauspielhäuser mit städtischen Subventionen nur sporadisch spielen, sie spielen etwas Modernes.

Keinen verstaubten Klassiker, kein krachledernes Volksstück.

Eine heutige Dichtung.

Daß sie es nicht in letzter Perfektion tun, daß ihnen das Hochdeutsche Mühe macht, daß sie mehr guten Willen als gutes Können zeigen, ist unerheblich.

Die Tatsache, daß sie den Mut haben, ein Stück in dem nichts, aber auch gar nichts geschieht, aufzuführen, ist ...

Habe ich gesagt: es geschieht nichts. Das ist nicht wahr.

Es geschieht - um zu präzisieren - im landläufigen Sinne nichts.

Es gibt keinen Mord, keine Liebesgeschichte, keine tragische Verwicklung, keine konventionelle Spannung.

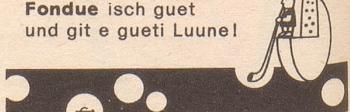
Es gibt nur vier Mitglieder einer amerikanischen Durchschnittsfamilie, die sich einen freien Tag machen und die verheiratete Schwester (oder: Tochter) in einer anderen Stadt besuchen.



Worauf es ankommt? ...

Was die Spanierin rassig macht, das wissen Sie: gute, volle Figur undso, die Mantilla, die Kastagnetten. Was das *Fondue* rassig macht, das wissen Sie sicher auch:

Den Caquelon mit einer Knoblauchzehe ausreiben, etwas Muskatnuss dazuraspeln und zum Schluss zwei drei kräftige Prisen aus Ihrer Pfeffermühle über das brodelnde *Fondue*. Lebenskünstler geniessen jede Woche ihr *Fondue*, denn: *Fondue* isch guet und git e gueti Luune!



Nur das gibt es.
Und noch etwas: Geburt, Heirat, Tod, Freude, Trauer, Glaube, Hoffnung, Liebe, Humor, Gott, Streit, Hunger, Zorn, Langeweile.
Das Leben gibt es.
Das ganze.

Ein sehr großes Bravo den Leuten von Wädenswil.

Und ein zweites Bravo für das zweite Stück: *«Schrei in der Nacht»*. Das ist ein Hauptspaß.

Eine Parodie auf jene *«Volksstücke»*, die in Wädenswil nicht gespielt werden.

César Keiser hat den freundlichen Jux, durch den sich vertrödelte Grafen, ungarische Geiger, ehrbare Zofen, Gespenster und sämtliche Klischees der Frau Courths-Mahler tummeln, geschickt bearbeitet und lustig auf die Bühne gestellt.
Mit gelegentlich übertriebener Freude am Grotesken, aber doch immer mit viel Geschmack und Sinn für Komisches.

Ein Sonderlob dem Bühnenbildner: was der da an ernstgemeinten Büschen, Bergen, Gobelins, Ritter-Rüstungen und Park-Landschaften zusammengetragen hat, das ist zwergfellerschüttend an sich.
Und das höchste Lob den Darstellern, denen in diesem Stück gar nichts mehr Dilettantisches anhaftet, weil sie den Mut haben, Dilettanten-Theater zu spielen.

Sonntag:

Ich höre, daß die vier neuen Bundesräte Schwierigkeiten haben, in Bern geeignete Wohnungen zu finden.

Das ist beunruhigend.

Ich meine im Hinblick auf die nächsten Bundesratswahlen.

Bislang mußte ein Bundesratskandidat Besitzer des richtigen Parteibuches, des richtigen Heimatscheines und der richtigen Richtung sein. Jetzt muß er auch noch Besitzer einer Wohnung in Bern sein.

Ob das nicht ein bißchen viel auf einmal ist?

Auch Bundesräte sind nur Menschen!

Montag:

Der Redaktor einer Studentenzeitschrift kreuzt auf.

Er möchte einen Beitrag haben.

Das Thema – sehr allgemein und etwas profillos – *«Moderne Literatur»*.

Wir kommen ins Gespräch und der junge Mann beginnt plötzlich zu klagen.

Es ist ein nicht besonders neues Klaglied, aber es lohnt sich, einmal zu vermerken, was da gesungen wird.

Also:

Unsere Universitäten heißen nur noch so.

Aber: universell sind sie überhaupt nicht mehr.

Es geht nur noch darum, daß den Studenten möglichst rasch das notwendige Fachwissen eingetrichtert wird.

Möglichst schnell möglichst viel Lehrstoff.

Mit anderen Worten: man bildet sie nicht mehr, man bildet sie nur noch aus.

Zu Lehrern, Ingenieuren, Chemikern, Aerzten, Juristen.

Man vermittelt ihnen die Möglichkeit, einen Beruf zu ergreifen. Ahnungen von den Möglichkeiten des Geistes vermittelt man ihnen nicht mehr.

Wenn sie das Ausbildungszentrum namens Hochschule verlassen, besitzen sie nur spezielle, aber keine universellen Kenntnisse.

Wahrscheinlich macht sie das rascher reich.

Aber uns alle macht es auf die Dauer ärmer ...

Dienstag:

Film angesehen: *«Hast noch der Söhne ja?»*

Sehr gut geheiztes Kino.



Darf
ich
vorstellen

?

Soll ich oder soll ich nicht?

Die Sache hat insofern einen kleinen Haken, als ich an der Vorstellung, die ich Ihnen heute vorstellen möchte, selbst mitgearbeitet habe. Immerhin: mein Beitrag ist sehr minim und es ginge auch ohne ihn. Also wage ich es trotzdem, Ihnen ein Cabaret-Programm zu präsentieren.

Sein Name: *«Uf schiefer Ebeni»*.

Die Mitwirkenden: Voli Geiler und Walter Morath.

Man kennt sie. Man braucht sie nicht mehr weiter vorzustellen.

Man kann sich auch ohne solche Vorstellung etwas unter ihnen vorstellen.

Sie sind ein Begriff.

Trotzdem wäre gerade auf dieses neueste Programm, mit dem die beiden soeben eine kleine Schweizer Reise angetreten haben, mit einem Nachdruck hinzuweisen.

Warum?

Nun, vielleicht haben Sie eines der letzten Programme gesehen.

Und vielleicht passierte Ihnen etwas Aehnliches wie mir: Sie fanden sie zu überzüchtet, zu verspielt, zu

artistisch nur um der Artistik willen.

Es kam Ihnen eventuell auch so vor, als seien die beiden Cabarettisten im Begriffe nur noch dem Namen nach Cabarettisten zu sein.

Auch Sie hatten vielleicht das Gefühl, hier werde eine Abkehr vom Cabaret und eine Annäherung an die oberflächlichere, schwergewichtslose und mitunter nichtige Revue vollzogen.

Das hatte etwas.

Voli und Walti, verleitet von einem immensen und erstaunlichen Können, waren im Begriffe, dem Cabaret und dem Cabarettistischen den Tanzschuh ins verlängerte Rückgrat zu geben.

In diesem Programm beweisen sie indessen, daß ihnen die Liebe zum Cabaret, zum Anliegen, zur Aussage, zur Gesinnungs-Demonstration, zur Zeit- und Gesellschafts-Kritik geblieben ist.

Sie sind wieder ganz die Alten. Sie erinnern mich wieder sehr an die beiden begeisterten jungen Cabarettisten, für die ich vor zwölf Jahren meine ersten Chansons schrieb.

Im Gegensatz zu gewissen Vorgängern kommt dieses Programm ohne großen Aufwand an Kostümen, Tanzschritten und Revue-Gesten aus.

Dafür gibt es ein paar darstellerische Meister-Leistungen.

Es beginnt mit Morath und zwar gleich wenn es beginnt.

Da erscheint er, ein Glas Wein nippend und so eben einmal vor sich hinplaudernd. Nichts ist dick, nichts ist aufgesetzt. Die Bosheiten fallen federleicht von seinen Lippen. Die Frechheiten kullern mühelos ins Parkett. Zynismen gehen ihm lächelnd von der Zunge.

Und zwischendurch biedert er sich mit einem versöhnlichen *«Prost»* wieder an.

Das ist schlechthin hervorragend.

Junge Cabarettisten sollten sich das reihenweise ansehen und junge Schauspieler desgleichen. Es ersparte ihnen eventuell fünf teure und langweilige Stunden an Bühnen-Studios zweifelhaften Wertes.

Später stellt Morath noch einen halbseidenen Herrn auf die Brettcchen, und auch wie er das tut, ist bewundernswert. Das ist kein Falschgewickelter, wie ihn sich der kleine Moritz vorstellt. Der besteht nicht nur aus Bauchtänzer-Bewegungen und knieweichen Drehungen. Der ist nur angetönt und deshalb stimmt

er und deshalb bleibt er auch im Rahmen des Appetitlichen. Deshalb auch wird er nicht zur ekelhaften Nachahmung eines Gebrechlichen, sondern zu einer Studie in Menschlichkeit.

Dann noch vier Diplomaten, ein Russe, ein Amerikaner, ein Engländer und ein Franzose.

Auch sie hervorragend.

Die Geiler, wollte mir scheinen, kommt in diesem Programm nicht ganz so gut weg wie auch schon, aber vielleicht ist gerade deshalb dieses Programm so gut.

Immerhin: auch sie bietet ein paar Momente der Cabaret-Schauspiel-Kunst, die man ins Merkbuch seines Gedächtnisses für lange einträgt, sie zum Maßstab cabarettistischer Darstellungs-Kunst machen.

Am liebsten war mir eine kleine Conference: sie putzt vom Smoking ihres Gatten einen Bankett-Fleck. Und telephoniert dabei ein bißchen und räsoniert und philosophiert vor sich hin. Und das alles macht sie sehr leise, mit einer sehr diskreten, aber nicht minder erschütternden Komik.

In dieser kleinen Rand-Nummer (und auch in einer zweiten) schwingen auf einmal unvernommene Töne mit – Herztöne.

Umwerfend wie immer die *«Aufgeklärte»*, die diesmal über Satelliten, Frau Chruschtschew, den *«Blick»* und die SBB Bescheid weiß und auch nicht eine Minute lang zögert, dieses Wissen preiszugeben.

In dieser Nummer von Roman Brodmann findet sich übrigens auch das schönste Bonmot der Vorstellung.

Es heißt da nämlich, das einzige, was bei der SBB noch herausschaue, seien die Passagiere.

Ich habe furchtbar gelacht, obwohl ich ganz besonders neidisch auf den Fund war.

Ein Rat: schauen Sie sich dieses Programm an, wenn Sie Cabaret gerne haben. Es widerlegt das ganze dumme Gerede von Cabaret-Krise, von helvetischem Stoff-Mangel und von der Unmöglichkeit, in einem wohlstands-verwahrlosten Lande humoristische Kritik zu üben und verweist es dorthin, wo es hingehört: in den Mund der resignierten Cabarettisten.

